

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 31

Artikel: Die Kranzjungfer : aus dem Leben einer Geringen [Fortsetzung]
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645545>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 31 - 1933 *

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

* 23. Jahrgang

Hochsommer. Von Wilhelm Weigand.

Hochsommernacht, Hochsommernacht!
So plötzlich bin ich aufgewacht . . .
Was hat mich leise angeweht?
Ein Atem kommt, ein Atem geht.

Wie flüssig Gold der Springbrunn fällt,
In tiefstem Frieden liegt die Welt
Und breit erquillt des Mondes Licht . . .
Was webt um mich wie ein Gesicht?

Was schwindet dort? Was kommt und geht?
Von fremdem Hauch bin ich umweht,
Gebannt von unnennbarer Macht —
Hochsommernacht, Hochsommernacht!

Die Kranzjungfer. Aus dem Leben einer Geringen. Von Alfred Huggenberger. 2

Die Gemeinschaft vom Glücksflee.

Der sogenannte Kinderfrühling ist nun für die Kranzjungfer vorbei. Von den kleinen Freuden und ungezählten Leiden ist manches vergessen oder in blasse Ferne gerückt. Wohl gab es eine Zeit, wo sie sich noch hin und wieder einmal im Halbschlummer in die Schulbank zurückversetzt sah und schweratmend mit Angst und Kleinsorge rang. Bunt durcheinandergeschachtelte Begebnisse reichten sich blickartig an Traumfäden auf, verschmolzen zu einem bösen Knäuel, hinter dem, geahnt oder gesehen, der Lehrer Hösli stand, den keine Augenbitte, kein noch so rührend verzogenes Armenlindergeſicht weich zu machen vermochte.

Aber auch das ist nun überwunden, vom Leben herrisch beiseite geschoben. Der Schatten Schule, der Liesbeths Kindheit verdunkelte, macht ihr nicht einmal mehr in Träumen bang. Der Lehrer Hösli ist in ihren Augen ein ganz kleines Männchen geworden. Wenn sie ihn durchs offene Fenster in der Döſenſtube ſieht, ſo kann es ihr einfallen, er müſſe ſich vor ſeiner Herzleere hinter den Taſtiſch retten. Sie vermag nicht mehr zu verſtehen, daß ihr Seelchen dieſem hölzernen Gott einmal in gläubiger Verehrung entgegengeblüht hat; damals, als ſie, das Schlüsselblumenkränzlein im Haar, ihre neue Schultasche mit dem innig gemeinten Wegſpruch zum erſtenmal durch die verwunderte Dorfgaſſe trug.

Die böſe Prophezeiung des Lehrers, wer in der Schule nichts könne, ſei auch nachher in keinen Schuh gut, hat ſich zum Glück als falſch erwieſen. Nicht nur bei den Arbeiten

in Feld und Reben, nein, auch als tapferes Hausmütterchen hat ſich das gemach in die Mädchenjahre hineinwachſende Kind von Jahr zu Jahr beſſer bewährt. Sie hat das an einer ſchweren Kinderkrankheit dahinfiehende jüngſte Schweſterchen mit einer Aufopferung gepflegt und betreut, die bei den Nachbarn Staunen erweckte. Und ſobald nach deſſen Heimgang ihre jüngere Schweſter Gertrud dem Haushalt tagsüber zur Not vorſtehen konnte, hat ſie ſich zur Lohnarbeit verpflichtet, mit der leiſen Hoffnung im Herzen, damit den Verfall des Hauſes aufhalten und vielleicht verhüten zu können. Denn der Wegknecht Gander war durch mancherlei Mißgeſchid, noch mehr aber durch eigenes Verſchulden, hart an den böſen Rand gekommen. Verärgert durch das Mißlingen ſeiner Bemühungen um ein zweites Eheglück erlagen ſeine guten Vorſätze immer häufiger dem willenloſen ſichſelbſtbedauern, das ſich beim Schoppen einzustellen pflegte; bis ſeine Läßigkeit ſogar den Verluſt der leiðlich gut bezahlten Straßenwärterſtelle herbeizuführen drohte.

*

Liesbeth ſchafft ſeit vier Jahren in der Spinnerei zu Unterberg. Jeden lieben Tag, den der Herrgott werden läßt, macht ſie mit ihren drei Gefährtinnen den weiten Weg nach dem Fabrikdorf hinab, das beſcheidene Eſſen im Körbchen verpackt. Nach Feierabend ſtapft ſie, mit der ſtumpfen Laſt des Tagwerkes beladen, durch das Immenholz hinauf und an den Wiefenlehnen und Aderzelgen von Wiesbrunn vorbei in das behäbige Bauernneſt hinein, das die

vier Fabriklerinnen mit schmäler Achtung empfängt. Immerhin hat sie die Genugtuung erlebt, daß ihre Lohnbägen für das Elternhaus zu einem kleinen Wunderbrünnlein geworden sind. Als sie mit Tränen in den Augen ihren ersten Zahltag auf den Tisch hinlegte, glomm in der beinahe verschütteten Seele ihres Vaters ein Fünkchen auf. „Also — das ist jetzt so gemeint“, redete er mit bitterem Selbstvorwurf in den Tisch hinein, „das ist jetzt so gemeint: ein halbes Schulkind muß mich erhalten, und ich windiger Tropf hoch in der Pinte und helf meiner Brut zum Bettelkor hinaus. Weißt, Bethli, ich schäme mich wie ein Hund vor dir. Ich sag aber für einmal nur das: Ich bin noch nicht ganz kaput, ich kann noch, wenn ich will.“

Ein guter Vorsatz ist doch immer besser als gar keiner. Es hat dem Sali Gander zwar noch nicht ganz zur Umkehr gereicht; er ist immer wieder einmal aus dem Geleise geraten. Aber ein freundliches Wort seiner beherzten Tochter ist ihm jeweilen nah gegangen. Er hat wieder geschafft wie ein Roß, so daß ihm mit dem wachsenden Vertrauen der Nachbarn genügend Taglohn- und Waldarbeit zufiel. Auf des Kindes Zureden hat er sogar den Mut aufgebracht, an der Neuhofgast den Hirsacker zu kaufen, an den jetzt bereits drei Teilzahlungen geleistet sind.

O — das wäre für Liesbeth eine liebe Sache, auf dem neuen Acker Kartoffeln auszutun oder Hafer aufzunehmen! Es gäbe wohl den Sommer über auch schönen Verdienst in den Reben. Sie hat im Lärm des dumpfen Arbeitsraumes oft ein bittersüßes Verlangen nach Sonne und Kornduft, nach Wiesenabenden, ganz in den heftigen Würzhauch der Emdschöcklein getaucht. Und doch muß sie das Ackerheimweh klein halten. Das Gelbbächlein der Fabrik ist verlässlich. Sogar Mißwachs und Hagelschlag können es nicht zum Versiegen bringen. Ihre Taufpatin, die einäugige Geißengritte, pflegt ihr etwa mit einem billigen Trostverslein zuzusprechen. „Wer einen Biß vom Sauerapfel nehmen muß, der kann sich nachher mit einer Leberwurst um so besser abfinden. Und habt ihr nicht Tag für Tag euer herrgottenschönes Spaziergänglein?“ Aber den vier Lohngängerrinnen hilft kein Scherz darüber hinweg, daß ihnen auch die täglichen Spaziergänge recht oft zur bitteren Last werden können, besonders bei bösem Winterwetter, wenn dazu die schwere Dunkelheit am Morgen wie am Abend Weg und Sicht verschluckt. Und wie ist es denn um ihre Freuden bestellt, wenn der junge Sommer sein Regiment aufrichtet mit leuchtenden Mohnblumen, mit Wachtelschlag über alle Felder hinaus? Der schwüle Fabriksaal mit den tausend schnurrenden Spindeln will ihnen schier zum Gefängnis werden. Er speit am Abend müde, halbverwelkte Menschentinder aus, verdrossene Seelen, die sich an Sonne und Lärchensang nur langsam und notdürftig aufrichten können.

Heute, wo sie einander längst nichts Neues mehr zu sagen haben, gehen die Gedanken und Gespräche der vier Unzertrennlichen fast jeden Abend den gleichen, eintönigen Weg. Die Unzertrennlichen hat man sie im Dorfe getauft, oder den Glücksflee, obschon es mit dem Glück bei ihnen nicht gar weit her ist. Immerhin füttert jede zuhinterst im Herzen irgend eine Hoffnung, die entweder wie das Wissen um einen geheimen Schatz ängstlich verschwiegen und behütet,

oder aber Tag um Tag an der Hand spazieren geführt und mit Wonne vorgezeigt wird.

Da ist einmal die Mline Räslin, die von der Natur mit einer Wundergabe bedacht worden ist: sie besitzt ein überreiches, kohlschwarzes Haar, das sie beinahe andachtvoll zur Schau trägt, und mit dessen Hilfe sie sich nach ihrer frohen Ueberzeugung später einmal „machen wird“. Es ist ihr Stolz, ihr Tag- und Nachtgedanke, aber auch ihre große Not, weil es ihr leider unmöglich ist, dem Gottgeschenk die ihm zukommende Ehre anzutun. Fast jeden Abend vergießt sie Tränen darüber, daß sie jeweilen in der Eile des Aufbruchs die Spuren des Tagwerkes, die wie Kletten im dichten Rodenwulst nistenden weißen Fadenreste, einfach nicht alle auszukämmen vermag. Fast nur aus diesem Grunde ist sie der Fabrik gram. Sie hört es immer wieder, sie hört es mit Schmerz und mit Wonne: es sei Sünd' und schade um ihr einzig schönes Haar. Dabei ahnt sie nicht einmal, daß das Sprüchlein eigentlich von ihr selber her stammt.

Auf die Wunderwirkung ihrer Haarwildnis baut Mline Räslin ihre reiche Zukunft auf. Sie träumt den Servier-tochtertraum. Zwar ist sie über die Tage der Rosen hinaus. Ein Duzend Jahre sind seit ihrem ersten, zagen Fabrikgang mit gleichgültiger Eintönigkeit an ihr vorbeigeschlitten. Sie hat diese Jahre nie anders, denn als eine Uebergangszeit angesehen. Jetzt ist die Erfüllung nahe. Sie ist für den großen Lebensumschwung reif und breit geworden. Ihre Schwester, die in einer Wirtschaft in Zürich als Kellnerin schon fast wie daheim sein soll, hat ihr geschrieben, es sei zurzeit günstig, sie werde ihr in Wälde zu einer erstklassigen Stelle verhelfen.

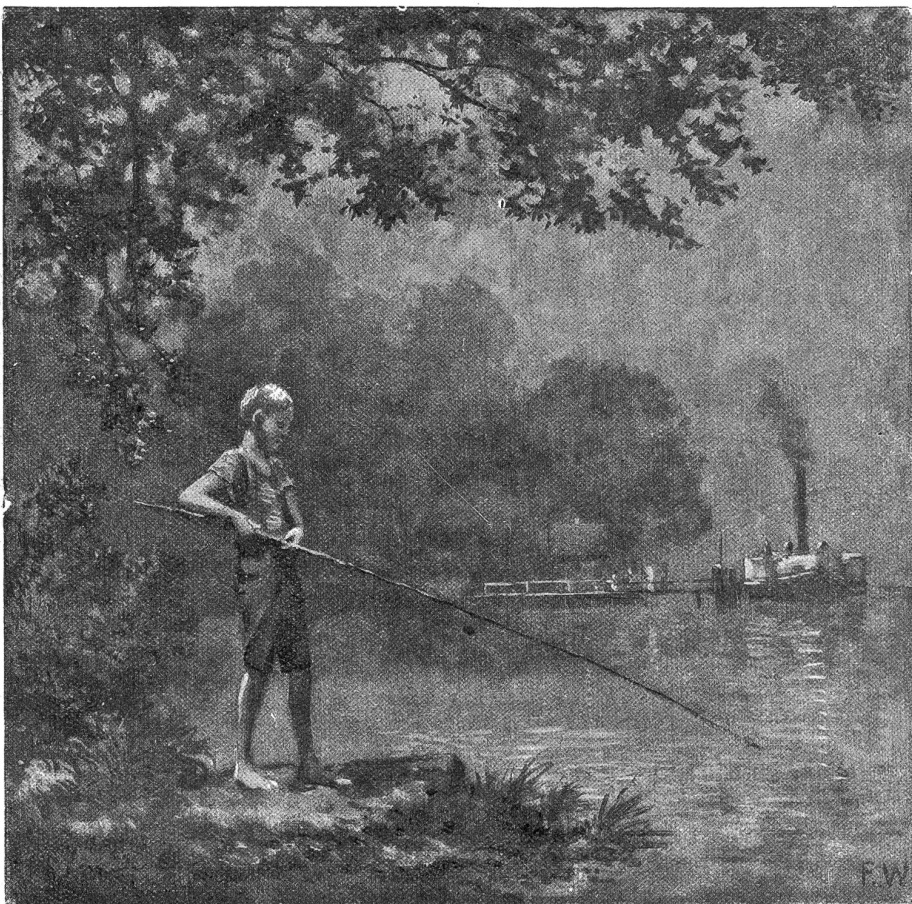
„Das wird nun wohl mein letzter Monat im Geschäft sein“, legt die Hoffnungsreiche allabendlich schon unterm steinernen Torbogen des Fabrikhofes los. Sie sagt immer „Geschäft“, das Wort Fabrik ist ihr noch nie über die Lippen gekommen.

„Dem Geschäft selber tu ich ja nichts“, fügt sie jeweilen wie entschuldigend hinzu, als ob der kahle Riesenbau mit den drei langen Fensterfluchten ihre Rede hätte aufschluden können. „Das Geschäft ist nicht schuld, daß der Aufseher Roß so ein tappiges Gemüt hat. Das spielt bei mir übrigens auch keine Rolle, da müßte er schon bei einem andern anklopfen. Zwei Rappen mehr Stundenlohn könnte man sich ja schon gefallen lassen; aber nicht erst nachher. Und wenn der Hummelbart, der Roß, sogar noch ledig wäre und ich ihn haben könnte wie einen Erdapfel, das gäbe mir keine Minute zu studieren. Meine Schwester hat sich schon schwer gekränkt darüber, daß sie nicht mein schönes Haar hat. Da wollte sie es noch viel weiter bringen, vielleicht sogar zu einer Herrenfrau. In einem Raff wie Wiesbrunn hat man halt keine Ahnung, was es da für Trinkgelder gibt, wenn eine im Schwung ist. Wartet nur, bis mein Haar erst von einer versierten Coiffeuse behandelt wird! Eine Servier-tochter braucht nur fest zu sein, das ist alles. Sie muß das Mannenvolk durchschauen. Nicht bloß die Ledigen; das sind, mit den andern verglichen, die reinsten Engel, sagt meine Schwester, und die kennt sich aus. Ich denk wohl auch: der Roß mit seinen Zutunlichkeiten ist die beste Vorschule für mich. Drum stelle ich mich manchmal so, wie wenn es mir halb und halb recht wäre, halt um herauszubringen, wie er sich

eigentlich den Fortgang denkt. — Wer weiß, der Brief von der Frieda kann zu dieser Stunde bereits auf der Post sein. Dann ade Welt! Ade Geschäft! Unter dem zweitersten Restaurant tu ich es nicht. Ich will gern aus dem Wunder kommen, was die Wiesbrunner für Glozungen machen, wenn so ein Hofnarr zufällig seine Nase am mächtigen Ohnrahmenfenster breitdrückt und mich drinnen in meiner weißen Trägerschürze servieren sieht. Wer weiß, es könnte ja ganz gut der Johann Breitmoser sein, der mich vor einem Jahr gewollt hat. Das Gewerbelein ist nicht so übel; vielleicht wäre der Jakob jetzt mein Mann, wenn seine Mutter, das Unmaul, nicht etwas von einer anderthalbstödigen Haarfrisur herumgepappelt hätte. Die wären noch froh um mich, wenn ich mein Gerstlein erst beieinander habe. Aber dann fällt es mir gar nicht mehr ein, zu heiraten. Hab ich solange auf meine Zukunft gewartet, will ich sie ganz für mich allein haben.“

Susanne Kummer nährt ihr im Verhältnis zur Körperlichkeit der Besitzerin etwas zurückgebliebenes Seelen mit der Gewißheit, daß sie je länger je mehr eine „Partie“ werden wird. Sie hätte als Tochter des Muehlbauern, der im vollen Sitz, nicht nötig, in die Fabrik zu gehen. Aber ihr Vater ist ein Geldaff. „Ein Bagen und wieder ein Bagen, das gibt zusammen zwei“, sagt er. „Wo viel ist, hat noch mehr Platz. Ob eine Person weniger auf dem Gewerbe schafft, das merkt man nicht einmal, wenn es sich die andern um so saurer werden lassen. Wer aber von einem Gelbbach ein Uederchen in seinen Garten richten kann, und tut es nicht, der veründigt sich an seinen Nachkommen bis ins fünfte Geschlecht.“

Susanne Kummer weiß noch nicht, wann ihre Verdienzeit zu Ende ist. Sie macht das Wesen jahrein, jahraus mit, fest davon überzeugt, daß alles zulezt recht herauskommt, wenn sie sich nur von keinem „blödsinnigen Gedanken“ anstecken läßt. Was der Vater sagt, ist ihr Evangelium; sie müht sich, darnach zu leben, ihr armseliger Tag ist von der Weltlehre ihres Erzeugers wie von einer blendenden Sonne überglüht, vor der nur die Vernunft standhalten darf. Wenn sie zum Reden ausholt, was zwar nicht oft geschieht, dann redet ihr Vater durch ihren Mund: „Mit dem Schönsin fangen die Frauenzimmer nur Salbader und Lorenbuben. Was eine Partie sein will, die muß den Sad vorzeigen können. Je mehr Schiefen, um so besser der Schid, den eine machen kann; denn in diesem Stüd ist das normale Mannenvolk hell. Wer eine Partie ist, macht eine Partie. Darum darf eine Ledige, um sich zu verbessern, getrost Leib und Leben aufs Spiel setzen, es macht sich nachher alles bezahlt.“



Im August. (Nach einer Zeichnung von Fritz Widmann.)

Susanne Kummer hat diesem Glauben ihre besten Jahre geopfert, sogar einen kurzen, gewiß sehr törichtten Liebes- traum. O, jetzt ist auch sie fest davon überzeugt, daß ihre Sinneigung zu dem fedden und anstelligen Friedli Wartmann nebenan ein richtiggehender Blödsinn war; sie kann heute laut von oben herab darüber lachen. Sie dankt dem Herrgott für jeden Tag, an dem sie Geld verdienen und ihre Aussichten mehren kann. O, es ist ja noch alle Zeit! So gar an Wunder, an liebe Wunder darf sie heimlich noch denken. Stellt nicht die Fabrikwage einwandfrei fest, daß sie noch immer das gewichtigste Glied der Gemeinschaft vom Glücksklee ist? Freilich, es ist ja nicht mehr die pralle Mädchenfülle von ehemals, die sie mit innigem Staunen, mit süßem Erschrecken heimlich wachsen und werden sah. Aber es bleibt ihr dennoch die Genugtuung, an den Tanzabenden nie sitzen zu bleiben. Ihr Name, darüber braucht sie nicht im Zweifel zu sein, wird immer neben den ersten genannt, wenn die heiratsfähigen Burschen und deren Berater die Partien in Dorf und Höfen nach ihrem inneren Gehalt abwägen und einschätzen.

(Fortsetzung folgt.)

Hausspruch.

Schwer zu vertragen ist für eines Mannes Magen
Ein Weib, das niemals weiß, wieviel die Uhr geschlagen;
Er hat zu rechter Zeit nicht Früh- noch Abendschmaus,
Und Ordnung fehlt der Welt, weil sie ihm fehlt im Haus.
Rüder.